Abonnementspreis [illegible] monatlich [illegible] der illustrierten Unterhaltungs-Beilage [illegible] Arbeiterwelt. Einzelnummer [illegible] bei Wiederholung in den Ausgabestellen 50 Pf. pro Monat. Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste 6962) pro Vierteljahr M. 2.25. Unter Kreuzband für Deutschland und Oesterreich-Ungarn 4 M., für das übrige Ausland 7 M. pro Vierteljahr.

Redaktion
Zwingerstraße 22, part.
Sprechstunde
nur Mittwoch von 12 bis 1 Uhr.
Telephon: Amt I, Nr. 1769.

Telegramm-Adresse:
„Arbeiterzeitung Dresden."

Sächsische Arbeiter-Zeitung

Organ zur Wahrung der Interessen der Arbeiterklasse.

Inserate
werden die 6 gespaltene Petitzeile oder deren Raum mit 20 Pf. berechnet und bei mehrmaligem Erscheinen Wiederholung unter Rabatt gewährt. Vereinsanzeigen 15 Pf. Inserate müssen bis Mittwoch nach 10 Uhr bei der Expedition abgegeben sein und sind im voraus zu bezahlen.

Expedition:
Zwingerstraße 22, part.
Geöffnet von morgens 8 bis abends halb 6 Uhr.
Telephon: Amt I, Nr. 1769.

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage.

Nr. 169. | Dresden, Freitag den 25. Juli 1902. | 13. Jahrg.

Aus der Eisenbahnnot zur Eisenbahngemeinschaft.

Ein fürwahr trostloses Bild vom finanziellen Stande der sächsischen Staatsbahnen ist durch deren letzten Rechnungsabschluß entrollt worden. Die Ueberschüsse sind von 33 639 000 M. im Jahre 1900 auf 28 208 000 M. gesunken und um 7 100 000 M. hinter der Einstellung im Etat zurückgeblieben. Nimmt man, billig gerechnet, die durchschnittliche Verzinsung der 696 000 000 M. betragenden Eisenbahnschulden mit 3½ Proz. an, so sind, da die Eisenbahnrente im Jahre 1901 auf 3,925 Proz. gesunken ist, für die Verzinsung und regelmäßige Tilgung der Eisenbahnschuld Zuschüsse aus dem Staatssäckel von 5 bis 6 Millionen nötig. Dieses ungünstige Ergebnis, das den noch 1900/10 Millionen betragenden Reinüberschuß mit einem Schlage in ein fühlbares Defizit verwandelt, ist allerdings zum Teil durch die ungünstigen wirtschaftlichen Verhältnisse mit hervorgerufen worden. Anderseits steht jedoch fest, daß sich schon in den Zeiten größten wirtschaftlichen Aufschwunges der Krebsgang im sächsischen Eisenbahnwesen durch einen rapiden Rückgang der Eisenbahnrente bemerkbar gemacht hat. Wenn sonach auch die Größe des Defizits wesentlich durch die Ungunst der Verhältnisse bestimmt ist, so wäre uns ein solches, wenn auch in geringerem Umfange, sicher in besseren Zeiten nicht erspart geblieben. Der allgemeine Rückgang war bisher durch keinerlei Gegenmaßregeln aufzuhalten gewesen; es besteht auch keine Hoffnung, daß es anders wird. Wir haben in Sachsen vielmehr damit zu rechnen, daß die Staatsbahn ein kostspieliges Schmerzenskind werden wird, das, statt Reingewinn zu bringen, Millionen verschlingen wird.

Bei alledem wird das sächsische Eisenbahnwesen von preußischen Konkurrenzmanövern in empfindlicher Weise immer mehr geschädigt. Dadurch wird nicht nur das finanzielle Ergebnis beeinträchtigt, auch Industrie, Handel und Gewerbe wird in hohem Grade dadurch benachteiligt, daß die nach Sachsen bestimmten Güter von der preußischen Staatsbahn nicht auf dem kürzesten Wege befördert, sondern tagelang um Sachsen herum spazieren gefahren werden, damit die Frachtspesen in die Kasse der preußischen Staatsbahn fließen. So versucht Preußen seit Jahren den sächsischen Eisenbahnverkehr lahm zu legen und in Sachsen ist man gegen derartige Manöver völlig machtlos, obwohl für Sachsen schwere Schädigungen die Folgen sind.

Der Umstand, daß Sachsen diesen Konkurrenzmanövern, die den Verfall seines Eisenbahnwesens mit verschuldet haben, hilflos gegenüber steht, rückt die Frage, dem Mißstande durch Anschluß an eine Eisenbahngemeinschaft zu begegnen, in den Vordergrund. Die jüngsten Vorkommnisse haben diese Frage geradezu zu einer brennenden gemacht, denn die sächsische Staatsbahn kann nicht noch mehr Schädigungen durch Umgehungsmanöver, wenn Preußen aber, wie erst die jüngste Zeit gelehrt hat, große Neigung zeigt, erleiden. Schließlich ist Sachsen auch nicht in der Lage, die Selbständigkeit seiner Eisenbahnen mit Millionenzuschüssen aus den Steuerbeträgen zu erkaufen. Mit Sparsamkeitsmaßnahmen aber ist nicht viel zu erreichen und die bereits im vorigen Landtage als Radikalkur vorgeschlagene Erhöhung der Tarife ist ohne Preußens Zustimmung nicht durchführbar und würde eine solche verkehrsfeindliche Maßnahme eine Verwanderung des Verkehrs zur Folge haben und deshalb auch finanziell nicht den erwarteten Erfolg haben. Die Eisenbahngemeinschaft erscheint somit als einziger Ausweg aus den Schwierigkeiten, in die Sachsen mit seinen Eisenbahnen geraten ist.

Die Stellungnahme der Sozialdemokratie zu dieser Angelegenheit erscheint klar und einfach. Wir fordern die Reichseisenbahngemeinschaft, die einheitliche Gestaltung des Verkehrs durch Uebernahme der Eisenbahnen auf das Reich. Diesen Grundsatz hat der Mainzer Parteitag aufgestellt und wir haben keine Veranlassung, in irgend welcher Weise daran zu rütteln. Nun kann aber für Sachsen eine Uebernahme seiner Eisenbahnen durch das Reich oder der direkte Anschluß an eine Reichseisenbahngemeinschaft nicht in Frage kommen, weil eine solche in Wirklichkeit noch nicht besteht. Es kann sich vielmehr nur darum handeln, ob Sachsen der preußisch-hessischen Eisenbahngemeinschaft beitreten, ob, mit anderen Worten, die Verpreußung der sächsischen Staatsbahnen herbeigeführt werden soll. Etwas anderes kann nach Lage der Dinge kaum in Frage kommen.

In der Zweiten Kammer des sächsischen Landtages ist diese Frage schon erörtert worden. Fast alle Redner haben sich mehr oder weniger entschieden für die weitere Erhaltung der Selbständigkeit im Eisenbahnwesen ausgesprochen. Am entschiedensten traten dafür ein der Abgeordnete Opitz und der Finanzminister Dr. Rüger. Die Gründe dieser Redner waren rein partikularistische. Opitz, dessen Ausführungen in dem bekannten hie gut sächsisch allewege gipfelten, erklärte z. B.:

Wir würden dann (bei Aufgabe der Selbständigkeit des sächsischen Eisenbahnwesens) in Bezug auf das Eisenbahnwesen für die Zukunft ebensowenig zu sagen haben, wie dies schon gegenwärtig beim Post- und Telegraphenwesen der Fall ist. Wir würden in unserer Machtvollkommenheit und unserem Ansehen herabsinken auf das Niveau der Verwaltung eines größeren Gemeinwesens. Es würde unter Sachsen durch Aufgabe seiner Selbständigkeit beim Eisenbahnwesen eine Mediatisierung in seiner politischen und äußeren Stellung erfahren, die wirklich nicht viel geringer sein würde, als die im Jahre 1866 erlittene.

Der Finanzminister führte ähnliche Gründe ins Feld und betonte, daß ein Staat von der Bedeutung Sachsens niemals ernstlich an die Abtretung der Eisenbahnen denken dürfe, solange er nicht an der Berechtigung seiner Existenz zweifle.

Daß derartige Gründe, wie sie Opitz und der Finanzminister vorgebracht haben, für uns einfach nicht existieren, bedarf einer besonderen Darlegung nicht. Für die sächsischen Sozialdemokraten können auch die Gründe nicht in Betracht kommen, die die süddeutschen Genossen veranlaßt haben, für die Selbständigkeit der Eisenbahnen in Bayern, Baden und Württemberg einzutreten. Die sächsischen Arbeiter sind von jedem Mitredereicht ausgeschlossen. Das Eisenbahnwesen, das Wohl der unteren Beamten und der Eisenbahnarbeiter untersteht in Sachsen einem Dreiklassenparlament, daß in jeder Beziehung dem preußischen ebenbürtig ist. In welcher Weise die sächsischen Reaktionäre im Landtage ihre Fürsorge für die Eisenbahner betätigen, ist durch die bekannte Eisenbahner-Interpellation Behrens zu Tage getreten, in der die Regierung direkt aufgefordert wurde, den Eisenbahnern das Koalitionsrecht zu rauben. Die Folgen der edlen Anregung waren rücksichtslose Maßregelungen organisierter Eisenbahner. Seit dieser Zeit werden die Mitglieder des Eisenbahnerverbands in ebenso kleinlicher wie gemeinster Weise drangsaliert. Schon auf den bloßen Verdacht hin dem Verband anzugehören, sind zahlreiche Eisenbahner gemaßregelt worden. Ja, schon das Lesen eines Arbeiterblattes hat Grund zur Entlassung gegeben und man hat die schäbigsten Mittel nicht gescheut, herauszubekommen, welche Eisenbahner eine Arbeiterzeitung lesen. Die Kinder hat man ausgeforscht und sich dazu der Lehrer als Werkzeug bedient. Auch sonst hat sich die sächsische Eisenbahnverwaltung in einer kleinlich-gehässigen Weise gegen die Arbeiterbewegung gewandt. Was haben wir unter solchen Umständen zu verlieren, wenn das sächsische Eisenbahnwesen dem preußischen Junkerparlament ausgeliefert wird. Schlimmer wie in Sachsen kann man's in Preußen wahrlich nicht treiben. Für uns also, das sei wiederholt, giebt es die Gründe nicht, die die süddeutschen Genossen bestimmen, für die Selbständigkeit ihrer Eisenbahner einzutreten.

In verkehrspolitischer Hinsicht aber würde Sachsen von einem Anschlusse an Preußen sicher große Vorteile haben. Die Umgehungsmanöver Preußens, die jetzt den Verkehr in Sachsen schwer benachteiligen, würden aufhören, denn Preußen hat ja dann gar kein Interesse mehr daran, Schnellzüge nach Wien um Sachsen, oder Frachtgüter auf zeitraubenden Umwegen nach sächsischen Orten zu führen. Den unteren Volksklassen aber würde die Möglichkeit geboten, die billige 4. Wagenklasse auch an Sonntagen zu benutzen, außerdem würden günstigere Bedingungen für Benutzung der Schnellzüge eintreten. Wir sind weit entfernt, der preußischen Eisenbahnverwaltung ein Loblied zu singen, die erwähnten Vorteile aber würde der Anschluß an Preußen für Sachsen im Gefolge haben.

Die preußische Staatsbahnverwaltung würde wahrscheinlich auch gründlich reformieren; die Verwaltung vereinfachen und genau untersuchen, ob Sachsen wirklich verhältnismäßig beinahe noch einmal soviel Eisenbahnräte, Direktoren usw. wie Preußen braucht. Es dürfte wohl auch von Preußen gründlich erwogen werden, ob der sächsische Generaldirektor eine so luxuriöse Dienstwohnung nötig hat, die durch Verzinsung des darin angelegten Kapitals nach unserer Schätzung mindestens eine laufende Ausgabe von 15—20 000 M. jährlich erfordert. Sachsen würde jedenfalls bei einem Anschlusse an Preußen auch in finanzieller Hinsicht besser fahren und in die Lage kommen, statt Zuschüsse zu leisten, angemessene Erträge zu beziehen.

Freilich tauchen neben diesen Vorteilen auch mancherlei Bedenken auf, die nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen sind.

In erster Linie muß die Frage aufgeworfen werden: Wird durch die zunehmende Verpreußung des Eisenbahnwesens die Reichseisenbahngemeinschaft in größere Nähe gerückt, oder wird die Erreichung dieses Zieles dadurch schwieriger? Das ist schwer zu sagen. Wenn die Einzelstaaten Neigung für eine Abtretung der Eisenbahnen an das Reich zeigten, würde die Reichseisenbahngemeinschaft natürlich früher zu erreichen sein, wenn die Einzelstaaten noch im Besitz der Eisenbahnen wären, denn dann würde ihr Einfluß mehr wiegen und sie würden ein Gegengewicht gegen Preußen bilden können, wenn etwa dieses nichts von einer Reichseisenbahn-Gemeinschaft wissen wollte. Wir sehen aber, daß kein Einzelstaat höhere verkehrspolitische Ge-

---

Die Fanfare.

Roman von Fritz Mauthner.

(47. Fortsetzung.) | [Nachdruck verboten.]

Richard langte lächelnd Disselhofs Brief hervor und gab ihn dem Leutnant zu lesen.

„Er hat soeben die Reise nach Italien antreten müssen, die er seit zwanzig Jahren geplant."

Achim stampfte fluchend auf.

„Die Memme! Na, ich habe ja jetzt Sie, lieber Mettmann, und mehr als einen Gegner brauche ich nicht. Was ist das für ein Bild, worüber Disselhof Ihnen schreibt, geht es unser Geschäft etwas an?"

„Davon später, lieber Herr Leutnant! Wollen Sie nicht vorher zu Ende erzählen? Wie Sie sagten, nannte Ihnen Herr Pinkus seine Quellen. Haben Sie dort nicht auch Ihr Glück versucht?"

Achim schwieg verlegen. Pinkus hatte gestanden, den Artikel fast vollständig von Frau Kommerzientat Piterjen, einer schönen, reichen Dame, erhalten zu haben. Von Herrn Hattner habe die Frau wahrscheinlich die Nachricht erhalten, daß Fräulein von Havenow-Trienitz dem Disselhof-Modell stehe.

Achim konnte doch jetzt nicht berichten, daß Herr von Hattner sein Unrecht durch eine Heirat gut machen wollte und daß er überdies schon seit langer Zeit von Frau von Havenow zum Schwiegersohn ausersehen war.

Als Richard die Verlegenheit des Jünglings wahrnahm, sagte er freundlich:

„Nicht wahr, es war eine schöne Dame im Spiel, der Sie nicht gut Ihren Sekundanten schicken konnten?"

„Jawohl, und außerdem ein Herr, der eine unvorsichtige Aeußerung tief bereut und auch dadurch gesühnt ist, daß er uns in verwandtschaftliche Beziehungen treten will. Es war also auch da nichts zu machen; ich will nur hinzufügen, daß ich noch drei andere vergebliche Versuche gemacht habe, bevor Sie so freundlich waren, meine Einladung für morgen früh anzunehmen. Ich weiß jetzt selbst nicht mehr, und Sie der neunte oder zehnte Mensch, den ich um die Gefälligkeit ersuche."

„Ich habe inzwischen," sagte Richard, „über einen möglichen Anlaß zu unserem Handel nachgedacht. Wie wär's, wenn wir in einen politischen Streit geraten? Sie können mir noch heute abend Ihren Sekundanten schicken; ich bleibe zu Hause!"

„Sehr gut!" rief Achim. „Aber wir müssen verschiedener Ansicht sein! Und Sie sind doch hoffentlich kein Feind von Bismarck?"

„Nein!" sagte Richard lächelnd.

„Aber wie ist's mit Afrika? Ich schwärme für die Kolonien; Sie nicht auch?"

„Nur mäßig," erwiderte Richard.

„Wie?" rief der Leutnant, ernstlich aufgeregt. „Sie können ein müßiger Zuschauer bleiben, wenn die deutsche Flagge in fernen Erdteilen und auf einsamen Inseln gehißt wird, wo bisher kein Bilder eine deutsche Uniform gesehen hatte? Aber für diese patriotischen Männer und ihre Taten nicht in Begeisterung gerät . . ."

Richard legte dem Leutnant, dessen Jünglingsaugen voll Eifer glühten, die Hand auf die Schulter und sagte:

„Es genügt. Wozu ereifern Sie sich so? Es soll ja nur ein Scheingrund sein!"

Achim war nicht so schnell zu beruhigen.

„Aber ich kann ja nicht dazu schweigen, wenn Sie sagen: nur mäßig. Nicht wahr, Sie haben das nur des Duells wegen gesagt? Sie sind doch auch für Kamerun?"

Richard lächelte.

„Wenn ich Ihnen das zugebe, so ist das wieder nichts mit unserem Streite."

„Sie haben recht!" rief Achim. „Ich sende Ihnen alle noch heute meinen Sekundanten. Herr von Hattner! Was haben Sie? Gefällt Ihnen vielleicht mein zukünftiger Schwager nicht?"

Und der Leutnant brauste wieder auf.

„Ich bin vollständig einverstanden," sagte Richard. „Nur keinen Aufschub! Und nun möchte ich mit Ihnen doch wegen des Bildes sprechen!"

„Ja," rief Achim mit befehlender Stimme, „das Bild müssen Sie uns sofort herausgeben. Ihre Auslagen sollen Ihnen ersetzt werden!"

Richard unterbrach ihn heftig.

„Hören Sie mich an, Herr Leutnant. Es ist wohl Ihr erster Ehrenhandel! Nehmen Sie es künftig nicht so leicht. Sie werden nicht immer so bequeme Gegner finden. Das Bild aber ist mein Eigentum, und niemand hat das Recht, es mir abzufordern. Trotzdem will ich es Ihnen anvertrauen; wenn Fräulein Johanna, wie ich vermute, von der Kostümierung ihres Porträts keine Ahnung hat, so können Sie das Bild getrost in Ihre Stube hängen, Herr von Havenow. Es ist bei alledem ein Kunstwerk, und ich habe dafür gesorgt, daß Fräulein Johanna es ohne Erröten ansehen kann."

„Was bedeutet das alles?" rief Achim.

„Ein Zweikampf unter strengen Bedingungen ist am Ende doch eine ernste Sache," erwiderte Richard ernst, „man macht da gern ein Testament, und da ich dieses Bild besitze, so hinterlasse ich es meinem lieben Gegner!"

„Aber das ist ja wieder entsetzlich formlos!"

„Ich darf das Porträt der Dame doch nicht behalten, wenn sie die Braut eines anderen geworden ist. Verlassen Sie sich auf mich, lieber Achim. Sie dürfen das Bild Ihrer Schwester getrost und ohne Bedenken mitnehmen, ich hole es herbei."

Achim blieb allein zurück, er ärgerte sich über sich selbst; er war mit sich den ganzen Tag unzufrieden gewesen, hatte ein Dutzend Menschen schneidig vor die Klinge gefordert, hatte auch dem alten Freunde gegenüber, wie er glaubte, stramme Haltung gezeigt. Jetzt aber begann er weich zu werden; er war doch immer ein Charakter, zu welchem ihn seine Uniform zwang. Richard kam zurück, in der linken Hand hielt er das Bild und hielte es so gegen das Licht, daß Achim plötzlich den vollen Eindruck empfing.

„Wie schön!" rief er mit feuchten Augen.

„Ich habe den Maler veranlaßt, seine Gemeinheit wieder gut zu machen; er hatte es mir zugeben müssen; so und nicht anders hat sie ihm gefallen."

Achim stand mit zusammengeschlagenen Händen entzückt vor dem Bilde. Sein frisches Gesicht hatte den strengen Aus-

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id416950779-19020725/1 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG